

Jens Soentgen: Das Lob des Unscheinbaren. Topoi und antike Tradition. In: Constanze Rora und Stefan Roszak (Hg.): Ästhetik des Unscheinbaren. Annäherungen aus Perspektiven der Künste, der Philosophie und der Ästhetischen Bildung. Oberhausen: Athena Verlag 2013, S. 43-61.

Jens Soentgen

## Das Lob des Unscheinbaren Topoi und antike Tradition

Das Unscheinbare mag einen noch so sehr begeistern, sobald man darüber sprechen soll, wird es schwierig, ja sogar peinlich. Mir selbst ging es so, als ich in den 90er-Jahren über das von mir sehr geliebte Thema der Stoffe und der fraktalen Gebilde promovierte. Wurde ich auf Partys nach dem Thema meiner Dissertation gefragt, so wollte ich zwar immer ehrlich antworten, dass ich mich mit den Stoffen befasse; mit dem, was Sand, Staub, Wasser, Essig usw. gemeinsam haben. Da mir dieses aber in solchen Momenten immer geradezu brennend peinlich vorkam, rutschte mir regelmäßig heraus, dass das Thema meiner Arbeit »die Elemente« seien, also Erde, Wasser, Feuer, Luft. »Ah, die Elemente, das klingt spannend«. Puh! Ich war erleichtert. Dabei interessierten mich die Elemente nicht die Bohne. Es war wirklich die Staubfluse, die mich begeisterte. Das Unscheinbare ist nicht nur, wie ich es in meiner Dissertation dargestellt habe, eine phänomenologische Kategorie. Es ist auch ein Kommunikationsproblem.

Was zählt zum Unscheinbaren? Vor allem dasjenige, was alltäglich ist, uns häufig begegnet, das also, woran man gewöhnt ist. Dann dasjenige, was klein ist. Dinge in Bodennähe sind eher unscheinbar als Dinge in Augenhöhe oder gar am Himmel. Unscheinbar ist schließlich oft jenes, was in der Nähe ist. Die Gewohnheit macht es eintönig. Beispiele für das Unscheinbare sind Materialien wie Sand, Erde, Wasser, Milch oder Luft, kleine Phänomene wie der Tau oder Raureif, Wolken, kleine Pflanzen ohne auffällige Blüten wie Moose oder die Mäusegerste und die Pflasterritzenflora am Rande der Gehwege, die meisten Insekten und schließlich die meisten wirbellosen Tiere. Ein besonders typischer Fall ist der Staub, weil er an der Grenze zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren steht. Ab wann ist etwas Etwas und nichts Nichts?

Man erkennt Staub nur bei ganz bestimmter Beleuchtung, besonders morgens bei strahlendblauem Himmel oder nachmittags. Die Sonne muss scheinen, und ihr Licht muss, wenn ich so sagen darf, von vorn kommen. Dann kann man ihn plötzlich sehen, wenn etwa Lichtstrahlen durch die Spalten des Rollladens dringen und in ihren Fächern die wirbelnden Staubpartikel, schön vergoldet, sichtbar machen. Tritt dann draußen eine Wolke vor die Sonne, dann verschwinden die scharfen Strahlen und mit ihnen der Staub. Denn in diffusem Licht sieht man ihn nicht, so wenig, wie um die Mittagsstunde. Er ist nicht unsichtbar, er ist nicht geradeheraus sichtbar, wie die Dinge, sondern er ist halbsichtbar. Es ist, als trüge er eine Tarnkappe, die aber etwas verrutscht ist.

Über Staub meint jeder genug zu wissen, wenn er weiß, wie man ihn am besten wegwischt. Staub ist schließlich klebrig, überall hält er sich fest, wenn wir ihn anfas-

sen wollen, dann fasst er plötzlich uns an und erweist sich als höchst anbiederndes Objekt. Scheu wie ein Reh springt er auf, wenn wir uns ihm, bäuchlings, langsam nähern und dabei unbedacht schnaufen. Aber so scheu ist er gar nicht, denn wenn wir uns wieder erheben, dann sehen wir, wie er sich an unseren Knien, an unserem Pull-over, an unseren Händen festhält und entschlossen ist, uns den Rest des Tages zu begleiten. Dick und behäbig rollt unter dem Bett die Wollmaus auf und ab: was gibt es von ihr mehr zu berichten, als dass sie keinesfalls nass aufgewischt werden sollte?

Der Staub kann froh sein, wenn er dem Staubsauger entgeht; dass er aber auch noch besungen werden soll, das ist zweifellos ein sehr spleeniges Ansinnen. Und doch gibt es Lobreden auf den Staub. Gundel Mattenklott – ihr zu Ehren erscheint dieser Band – hat eine besonders schöne geschrieben, in einem bezaubernden Radioessay für den Deutschlandfunk, dessen Manuskript in diesem Band erstmals veröffentlicht wird.<sup>1</sup>

Wie hat sie das gemacht? Oder allgemein: Wie gehen Schriftsteller vor, die Essays über den Staub, Lobreden auf das Wasser, über die Milben, über die Regenwürmer schreiben? Alle diese Erzählgegenstände stellen ähnliche Ansprüche an den Erzähler – und auch die Lösungen sind nicht sehr verschieden. Es gibt eine Rhetorik des Unscheinbaren, die sogar eine lange Tradition hat. Und diese Rhetorik hat ihre *Topoi*<sup>2</sup>, ihre Methoden, die den Erzähler aus seiner peinlichen Lage befreien können.

Einer der Rhetoren, der sich mit jener Kunst explizit beschäftigt hat, war Marcus Cornelius Fronto, der Lehrer des späteren Kaisers Marc Aurel. Er genoss zu Lebzeiten höchste Ehre und wurde von der Nachwelt doch vergessen. Jedenfalls verdanken wir ihm den, soweit ich sehen kann, ersten systematischen Text über die Kunst, paradoxe Lobreden zu verfassen, Lobreden auf unberühmte und ruhmlose Gegenstände. Dieser Text hat eine abenteuerliche Geschichte. Der spätere Kardinal Angelo Mai, ein erfolgreicher Jäger verschollener Werke, entdeckte den Text zusammen mit anderen Werken Frontos in der Ambrosianischen Bibliothek in Mailand. Er war dort Präfekt der Bibliothek, und weil er zugleich ein leidenschaftlicher Altphilologe war, stöberte er oft und gern in der einzigartigen Sammlung alter Papyrusrollen, die dort aufbewahrt sind. Unter einem Text des Augustinus hatte er große Teile der verschol-

1 Mattenklott: Staubreich. Manuskript für ein Radioessay. Unter dem Titel »Staub. Ein Symbol der Vergänglichkeit« 1989 im Deutschlandfunk gesendet. Die schriftl. Überarbeitung (Berlin 2011) ist enthalten in diesem Band.

2 Das vieldiskutierte Fachwort *Topos* (τόπος, locus, elementum) bezeichnet im Folgenden stets ein Verfahren über Unscheinbares interessant zu sprechen, so nämlich, dass man hoffen darf, die Leser oder Zuhörer mögen weiterlesen oder weiter zuhören. *Topoi* sind in der klassischen Rhetorik und auch in den modernen Rhetoriken der *inventio* (εὑρεσις) zugeordnet. Sie helfen dabei, Einfälle zu produzieren. Die im Folgenden untersuchten Texte gehören fast alle dem *genus demonstrativum* bzw. *laudativum* an, oder griechisch: dem γένος ἐπιδεικτικόν. Sie präsentieren etwas, dem Zuhörer bzw. Leser wird eine betrachtende ästhetische Rolle zugewiesen. (Für den *Topos*-Begriff und die genera siehe: Josef Martin: Antike Rhetorik. Einleitung.) Dieser präsentierende Charakter ermöglicht es, die Techniken sowohl als rhetorische Verfahren wie auch als phänomenologische Methoden anzusehen. Es sind zugleich Darstellungsweisen und Sichtweisen. Oder anders gesagt: Manche rhetorischen Verfahren können auch als phänomenologische Methoden verwendet werden.

len geglaubten Schrift Ciceros über die Republik entdeckt. Aber in seiner alten Bibliothek gab es noch mehr, viel mehr.

Ein alter Papyrus aus der Bibliothek der Mönche von Bobbio bei Genua in Norditalien erregte die Aufmerksamkeit des großen Entzifferers. Mönche hatten darauf in karolingischen Minuskeln die Ergebnisse des ersten Konzils von Calcedon notiert. Doch Angelo Mai geschultes Auge sah durch die mittelalterlichen Buchstaben noch eine ältere Schrift durchschimmern. Mit etwas Gallussäure konnte er den alten Text deutlicher machen, fast wurde er wieder lesbar. Spätere Palimpsestforscher verfluchen ihn dafür, weil durch die Gallussäure die Papyri für alle Zeiten verdorben wurden.<sup>3</sup> Mai aber wollte lesen – sofort. Er entzifferte die Anrede: »Fronto grüßt seinen Caesar!« In wochenlangem Suchen und Raten las er durch den neueren Text den antiken und stellte fest, dass es sich um eine Ausgabe der Briefe Frontos handelte, die dieser an seinen kaiserlichen Schüler, Marc Aurel geschrieben hatte. Darunter auch Lobreden auf den Staub und den Rauch (*Laudes Fumi et Pulveris*), in denen er die Kunst der paradoxen Lobrede umreißt.

Fronto schreibt:

»Annehmlichkeit ist hier oberstes Gebot. Denn diese Art von Rede schreibt man nicht, um einen Angeklagten in einem Strafprozess zu verteidigen oder um ein Gesetz durchzubringen, auch nicht um eine Truppe zu ermutigen oder in einer Versammlung die Gemüter anzuheizen; sondern was zählt, sind Esprit und Ohrenschmaus. Man muss von der Sache allenthalben reden, als handle es sich um etwas Wichtiges, Großartiges, muss Unbedeutendes Bedeutendem angleichen und mit Großem vergleichen. [...] So soll man, wo sich Gelegenheit bietet, Götter- und Heldensagen einflechten, ebenso geeignete Verse und passende Sprichwörter.«<sup>4</sup>

Alles, was Fronto über die paradoxen Lobreden schrieb, findet man noch heute in den entsprechenden Sachbüchern. Hier sind wir ihm auf der Spur, jenem Rezept, wie man über das Unscheinbare so sprechen kann, dass alle zuhören! Leider jedoch bricht Frontos Fragment hier ab. Viel mehr hat er nicht geschrieben – und das übrige haben die Mönche mit Bimsstein und kleinen Messerchen gründlich vernichtet, um ihrerseits Zeilen über Dinge darüberzupinseln, die nach ihrer Ansicht weit würdiger schienen.

Daher bleibt uns leider nichts anderes übrig, als uns selbst auf die Suche zu machen. Der alte Papyrus aus der Ambrosianischen Bibliothek, den der wackere Angelo Mai, der später zum Kardinal geweiht wurde, errettet hat, kann uns nur den Hinweis geben, dass es eine Rhetorik des Unscheinbaren tatsächlich gibt. Welche Umriss sie hat, möchte ich im Folgenden erkunden.

---

3 Vgl. mit Verweis auf weitere Literatur Bischoff: Das Fronto-Palimpsest der Mauriner, S. 4 und S. 7.

4 Ich zitiere die Übersetzung von Billerbeck/Zubler in: Das Lob der Fliege. S. 4. Dort findet man auch eine gute aktuelle Bibliografie. Zu den paradoxen Enkomien siehe Tomarken: Smile of Truth. Chapter One. Die am leichtesten zugängliche Fronto-Ausgabe dürfte folgende sein: Loeb's Classical Library. Bd. I: The Correspondence of Marcus Cornelius Fronto with Marcus Aurelius Antoninus, Lucius Verus, Antoninus Pius and various Friends. Edited and Translated into English by C. R. Haines. London u. a. 1962 (1919), S. 39–45. Die aktuelle wissenschaftliche Edition in der Bibliotheca Teubneriana ist: van den Hout: M. Cornelius Fronto Epistulae. Leipzig 1988.

Was wir dazu brauchen, ist eine große Beispielsammlung. Bücher, Aufsätze, Gedichte über Staubflusen, über das Salz, über den Sand, das Wasser, den Tau: Für uns sind sie nicht abstrus oder lächerlich, sondern kostbare Quellen.

Entstanden ist meine Sammlung paradoxographischer Methoden vor allem aus meiner jahrelangen Beschäftigung mit dem, was wir in Augsburg Stoffgeschichten nennen, also aus der Lektüre von über 1.000 längeren und kürzeren, selbstständigen oder unselbstständigen publizierten Geschichten über Staub, Salz, Stockfisch, Ketchup, Sand, Eisen und so weiter, eine große Bibliothek des Nebensächlichen, die auch für Texte über kleine Dinge, wie etwa die Büroklammer oder den Radiergummi offen ist, und die seit 2002 am Wissenschaftszentrum Umwelt der Universität Augsburg in einer Bibliotheks-sondersammlung beheimatet ist. Neben der Literatur zum Staub, zum Salz, zum Sand usw. ziehe ich hier und da Texte über Würmer, über Fliegen und über andere niedrige Tiere ergänzend heran.

Dargestellt werden sollen vier Topoi, allgemeine Gesichtspunkte, die nützlich sind für jeden, der über Unscheinbares erzählen will. Abschließend gehe ich auf die sehr alte Tradition des Rühmens des Unberühmten ein.

## Gute Gesellschaft

Bevor man erzählen kann, muss zunächst einmal die Aufmerksamkeit des Publikums gesichert werden. Denn eine Prise Salz, eine Staubfluse oder ein Tropfen Wasser sind von Natur aus nicht gerade das, was eine wirklich spannende Geschichte verheißt. Nichts, was einer normalen Geschichte ihre Spannung sichert, kann angezapft werden: weder Mitleid, noch Hass, noch Angst oder Schrecken. Wer wäre je ob des traurigen Schicksals einer Staubfluse, die im Leib des Saugers landet, in Tränen ausgebrochen? So stellt sich dem Erzähler, der sich solch merkwürdige Helden wählt, in verschärfter Weise das Problem aller Erzähler, wie das *taedium*, das Desinteresse seines Publikums überwunden werden kann. Warum sollte man sich mit so unwürdigen Dingen wie dem Staub beschäftigen, wenn man zugleich oder stattdessen die Chance hat, sich (zum Beispiel) den viel spannenderen Themen wie Waschbrettbauch oder Wiedergeburt zu widmen? Was kann der Erzähler tun?

Es ist ein altbekanntes Phänomen, dass Menschen, die einem von angesehenen, bewunderten oder großartigen Leuten vorgestellt werden, auch dann sympathischer scheinen, wenn sie selbst an und für sich öde und vulgär scheinen. Genau das ist es, was Fronto in seinem oben zitierten Fragment empfiehlt. Man kann unscheinbare und langweilige Phänomene aufwerten, indem man sie, sei es durch Zitat, durch Vergleiche oder Metaphern, in bessere Gesellschaft bringt. Der Staub muss ja nicht unter der verrosteten Badezimmerheizung entdeckt werden, der Erzähler kann ihn auch, wie es Gundel Mattenklott meisterlich vorführt, auf den kostbaren Intarsien einer Laute in einem Gemälde des 17. Jahrhunderts behutsam niedersetzen. Und wie interessant wirkt er auf einmal, wenn man hört, dass sich erlauchte Geister wie zum Beispiel Goethe eingehend mit ihm beschäftigt haben.

Nicht nur große Geister, auch bedeutende Materialien können dazu dienen, das Unscheinbare interessant zu machen. Daher suchen sehr viele, die über Unscheinbares berichten wollen oder müssen, ihren Gegenstand irgendwie mit Gold in Beziehung zu bringen. Denn Gold zählt zu den ganz wenigen Stoffen, die überall bekannt sind und sich auch fast überall höchster Wertschätzung erfreuen. Man kann nahezu jeden Stoff als eine Art Gold bezeichnen und auf diese Weise das Interesse anstacheln! So wird Baumwolle sehr oft als »weißes Gold« bezeichnet. Wasser nennt man nicht selten »blaues Gold«, »graues Gold« nennen die Zementhersteller bisweilen ihr Produkt. Bemerkenswert ist, dass sogar stinkender Unrat als Gold bezeichnet werden kann. Diese erstaunliche Zusammenstellung fand ich bei Leo Amschler, der sein 1952 erschienenes Buch über *Die Güllerei* mit dem Zusatztitel versah: *Gülle – das flüssige Gold der Landwirtschaft*.

Ginge dies auch beim Staub? Er tut uns sogar den Gefallen, sich selbst zu vergolden; denn wenn er sichtbar wird, dann meist als goldener, tanzender Lichtfunke.

## Personifikationen

Hat man einmal, durch die passende Gesellschaft, aus dem Unscheinbaren einen halbwegs vorzeigbaren Erzählgegenstand gemacht, der erfolgreich an den Türstehern des öffentlichen Gesprächs vorbeigeschmuggelt wurde, dann gilt es im nächsten Schritt, ihm die Gunst der Leser oder Hörer zu erhalten. Wie geht das? Fast unerlässlich ist hier die altbekannte, unglaublich vielfältig nutzbare Technik der *Personifikation*. Προσωποποιία (Prosopopoia) heißt dies in der Fachsprache.<sup>5</sup> Als *Gesichtermachen* kann man das wörtlich übersetzen – ein treffender Ausdruck! Man gebe den unscheinbaren Dingen ein Gesicht – und schon kann ein spannendes Theaterstück beginnen.<sup>6</sup> So kann eine Geschichte entstehen, die über eine bloße Chronik hinausgeht.

Blicken wir zunächst auf einige Beispiele. Titel wie »H<sub>2</sub>O – Biographie des Wassers« des englischen Journalisten Philip Ball beseelen ihren Gegenstand, machen aus ihm nicht unbedingt einen Menschen, aber ein lebendiges Wesen – zumindest im Titel. Allein schon das Versprechen, dass eine zusammenhängende Geschichte, nicht nur eine Auflistung von Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung geboten wird, soll das Interesse für Gegenstände wecken, die sonst nicht gerade ein breites Publikum beschäftigen. Leider bleibt dann aber – in diesem Beispiel – die Personifikation nur eine Ankündigung, die nicht eingelöst wird. Interessanter ist Francis Ponges *Gesichtermachen*, der in seinem einflussreichen paradoxographischen Werk »La parti pris des choses« das Wasser mit den Mönchen bestimmter Orden vergleicht, weil es sich immer platt auf den Bauch lege und immer noch tiefer liegen möchte.<sup>7</sup> Kühne Personifikationen von Stoffen können gewissermaßen zünden, sie können eine neue Erkenntnis des Gegenstandes schaffen, diesen in neuem Licht erscheinen lassen,

5 Vgl. Martin: Antike Rhetorik. Technik und Methode, S. 292.

6 Vgl. z. B. Ueding/Steinbrink: Einführung in die Rhetorik, S. 295 f.

7 Vgl. Ponge: Lyren. Ausgewählte Werke. Bd. 1, S. 66–69.

wie etwa Gottfried Sempers Charakterisierung des Kautschuks als »Affe unter den Nutzmaterialien«<sup>8</sup> Auch der Autor selbst und sein Horizont werden durch solche Personifikationen freilich mitcharakterisiert.

Weit verbreitet ist auch die *Dämonisierung*, eine Steigerung der Personifikation. Hier wird das vermeintlich langweilige und kaum auffällige Objekt weniger als Person mit einem bestimmten Charakter, sondern als eine übermenschliche Macht dargestellt, die nicht bloß eine eigene Geschichte hat, sondern aktiv in die Geschichte der Menschen eingreift. Eine Macht, die mit den Schicksalen von Menschen, Firmen und Staaten spielt wie ein Dämon. Das Unscheinbare, das Winzige wird hier also mit dem Riesengroßen, dem Übermenschlichen verknüpft und als dessen eigentlicher Gestalter ausgegeben. Besonders in Nordamerika ist diese holzhammerhafte Variante der Personifikation sehr beliebt. So geht etwa der US-amerikanische Autor Mark Kurlanski in seinen paradoxographischen Büchern vor, wenn er sowohl dem Salz (*Salz: Der Stoff, der die Welt veränderte*), als auch dem Kabeljau (*Kabeljau: Der Fisch, der die Welt veränderte*), jeweils umstürzende Kraft zumaß und auf Kriege, Entdeckungen und politische Umbrüche hinweist, für welche die von ihm behandelten, eher harmlos aussehenden Gegenstände angeblich verantwortlich sein sollen. Eine reichlich platte Anwendung der Personifikation, die auf das immer hellwache Interesse an Macht und an Mächtigen spekuliert. Aber gerade deshalb verfehlt sie ihre Wirkung nicht: Kurlanskys Buch über das Salz wurde immerhin, wie in einer Presstenotiz zu lesen war, die Ferienlektüre des damaligen US-Präsidenten George W. Bush im Sommer 2005. Für weltumstürzend werden übrigens, besonders in der englischsprachigen Sachbuchliteratur, recht viele Dinge gehalten. Ich habe eine Liste mit über 20 Titeln angefertigt, nach dem Muster »The x that changed the world«. Manchmal meinen Sachbuchautoren auch, etwas entdeckt zu haben, das die Welt nicht nur geändert, sondern geradezu geschaffen hat! Als welterschaffend wurde von dem britischen Autor Nick Lane ganz klar der Sauerstoff erkannt.<sup>9</sup>

Zur Dämonisierung zählt die Aufzählung von Heldentaten. Was die Welt diesem oder jenem Mini-Ding verdankt, das muss so ausschweifend wie möglich gewürdigt werden! Der betreffende Stoff wird dabei gern in den Bereich des Übernatürlichen gerückt, indem er etwa als »Zauberstoff« bezeichnet wird – wie etwa in Herbert Butzes Kautschuk-Roman *Zauberstoff der Tropen*.

Dass diese Form der Personifizierung keineswegs immer plumpe und öde Machwerke hervorbringt, zeigt die literarisch hochtourige und virtuose Monografie »Sage und Siegeszug des Kaffees: Die Biographie eines weltwirtschaftlichen Stoffes« von Heinrich Eduard Jacob aus dem Jahre 1934, das wir 2006 in unserer Buchreihe »Stoffgeschichten« neu aufgelegt haben. Im Prolog erläutert Jacob: »Nicht die Vita Napoleons oder Cäsars wird hier erzählt, sondern die Biographie eines Stoffes. Eines tausendjährigen, treuen und machtvollen Begleiters der ganzen Menschheit. Eines Helden.« Und die Taten jenes Helden sind von Format. Jacob reicht es nicht,

8 Semper: Der Stil, S. 105.

9 Lane: Oxygen: The Molecule that made the World.

die wachmachende Potenz des Kaffees zu rühmen. Sein Blick umschließt weite geschichtliche Räume, er beschreibt den Kampf des Kaffees mit dem Bier im 17. und 18. Jahrhundert und schließt sich dem Urteil des französischen Historikers Jules Michelet an, der dem Kaffee und dem Kaffeehaus eine bedeutende Rolle im Vorfeld der Revolution zumaß.<sup>10</sup> Jacob geht einen Schritt weiter und schreibt: »Der Kaffee ist die Revolution!«<sup>11</sup> Der Kaffee habe geschichtliche Taten vollbracht, indem er »die Schenke entthront« und die »Wolken der Einbildungskraft« vertrieben habe. Gerade der Kampf des Kaffees mit dem Bier wird eingehend beschrieben; denn was wäre die Geschichte eines Helden ohne Kämpfe? Wie immer beim hohen Stil liegt das Lächerliche nicht fern.

Wo wir gerade beim Lächerlichen sind – noch ein Blick auf den Fußboden. Wie könnte man den Staub personifizieren? Wie klingt z. B. dies: *Er ist ein fahrender Geselle, den eine Mischung aus Schüchternheit und eiserner Hartnäckigkeit charakterisiert, denn so oft man ihn zur Tür hinauswirft, so oft kommt er wieder, still und leise, durch das Fenster hinein.* Es macht keine Mühe, den Staub zu personifizieren. Und mehr noch: Es gibt auch umgekehrt Menschen, die sich durch ihn charakterisieren lassen! Ich erinnere mich, wie ich vor vielen Jahren, als ich in Augsburg anfang, ein Ausspruch des damaligen Ministerpräsidenten die Runde machte, der von den bayerischen Gymnasiasten sagte, sie seien klüger als ihre Altersgenossen in Hessen, NRW und anderswo. Als gebürtiger Rheinländer fühlte ich mich hierdurch unschön zurückgesetzt und schritt in die Bibliothek. Dort schlug ich das Deutsche Lexikon der Familiennamen auf und suchte unter dem Stichwort »Stoiber«. Ich fand den Eintrag: »Unruhiger Geist, der Staub aufwirbelt.«

## Der kalte Entzug

Kommen wir zurück zu den Topoi. Zwei habe ich vorgestellt. Der Erzähler hat seinen merkwürdigen Helden vorgestellt und charakterisiert. Was jetzt? Wir kommen zum vielleicht wichtigsten Trick allen Erzählens über Unscheinbares, einer Technik, die ich »kalter Entzug« nenne. Das wichtigste Hilfsmittel beim Erzählen über Unscheinbares ist folgende *Fiktion*: Man stelle dem Publikum eine Welt vor, in welcher das in Rede stehende Phänomen *fehlt*. Diese Figur wird in der überlieferten rhetorischen Literatur, soweit ich sehe, nirgendwo explizit beschrieben und ist doch eines der unentbehrlichsten Hilfsmittel für jeden Autor, für jeden Redner, der über alltägliche, wenig auffällige Gegenstände, wie z. B. Staub so sprechen will, dass andere geneigt bleiben, zuzuhören. Wie schon der vorherigen kann man auch dieser Figur den Vorwurf machen, dass sie das Unscheinbare verfälscht, indem sie es zum Spektakel macht. Aber betrachten wir zunächst einige Beispiele.

Immer geht es darum, etwas Alltägliches und daher wenig Beachtetes auffällig zu machen, indem man es in Gedanken *wegnimmt* – und ausmalt, was dann passiert.

---

10 Michelet: La Régence. Chapitre VIII.

11 Jacob: Sage und Siegeszug des Kaffees, S. 150.

Diese fast experimentelle literarische Technik wird dann gern verwandt, wenn das Redethema aus Sicht des Publikums langweilig oder gar unangenehm oder sogar ekelhaft ist. Wie zum Beispiel Staub. Auf ihn komme ich zurück. Denn noch vieles andere ist unangenehm. Zum Beispiel viele Insekten. Ihr Stechmücken, ihr Schaben, Kellerasseln, Milben, Läuse und Flöhe – wie soll ich euch preisen?! Eine schwierige Aufgabe, die nur mit den Mitteln des kalten Entzugs zu bewerkstelligen ist. Die Entomologen David Grimaldi und Michael Engel schreiben daher in ihrem monumentalen Werk »Evolution of the Insects« von 2004: »Because insects have been so destructive to agriculture and human health, less informed people gladly imagine a world devoid of insects. But if ants, bees, and termites alone were removed from the earth, terrestrial life would probably collapse.« Das Leben würde, so behaupten die Autoren, inmitten von Leichen ersticken.

Selbst Regenwürmer kann man mit den Mitteln des kalten Entzugs ganz wirksam erhöhen, wie es Charles Darwin in seinem letzten und zu seinen Lebzeiten erfolgreichsten Buch, der Monografie »Die Bildung der Ackererde durch die Thätigkeit der Würmer« (deutsch 1899) zeigt. Gleich in der Einleitung erwähnt er, dass man »den Gegenstand für einen bedeutungslosen halten« könne, doch fügt er warnend hinzu: »wir werden sehen, dass er ziemliches Interesse besitzt.«<sup>12</sup> Nicht nur, weil der Wurm, wie auch der minder gewitzte Paradoxograph gleich gesagt hätte, die Bodenfruchtbarkeit erhalte. Nein, sondern weil es ohne ihn keine Nike von Samothrake gäbe, keine Venus von Milo, keine archäologischen Denkmäler! Darwin erklärt feierlich:

»Die Archäologen sollten den Regenwürmern dankbar sein, da sie für eine ganz unbestimmt lange Zeit jeden, nicht der Zersetzung unterliegenden Gegenstand, welcher auf die Oberfläche gefallen ist, durch das Eingraben desselben unter ihre Excrementmassen schützen und bewahren. In dieser Weise sind auch viele elegante und merkwürdig getäfelte Pflaster und andere antike Reste erhalten worden [...]«.<sup>13</sup>

Und natürlich: Ohne Regenwürmer würde auch der in England vielgeliebte Rasen fehlen, denn die Glätte eines Rasens, die nach Darwin ihre Schönheit ausmacht, beruhe ganz wesentlich auf der »Ausebnung durch die Regenwürmer.«<sup>14</sup>

Insekten und Würmer stellen erzähltechnisch ganz ähnliche Anforderungen an einen Autor oder Redner wie Stoffe und Dinge. Und, wie man sieht, sind auch die literarischen Strategien, wie mit diesen Problemen umgegangen wird, vergleichbar. Betrachten wir populäre Texte über Stoffe, dann ist der kalte Entzug fast allgegenwärtig. Ob es sich um Gummi handelt, um Stahl oder um Baumwolle, stets wird an irgendeiner Stelle, meist gleich zu Beginn, eine Welt ohne diese imaginiert, um den fast immer höchst plumpen Beweis zu führen, dass es »ohne eben nicht geht.«

Interessanterweise bedient sich die Chemische Industrie in ihren Kommunikationsversuchen per Printwerbung oder Fernsehspots bis heute immer noch<sup>15</sup> jener

12 Darwin: Die Bildung der Ackererde, S. 1.

13 Ebd., S. 175.

14 Ebd., S. 177.

15 Schon Johann Kunckel, der Alchemist und Neuentdecker des Goldrubinglases, schrieb in seinem *Collegium Physico-Chymicum Experimentale Oder Laboratorium Chymicum* von 1716 in barockem

Technik. Regelmäßig endet dabei der kalte Entzug in einem Problem- oder gar Katastrophenszenario wie es z. B. bei Büdeler: *Welt ohne Metall*, bei Gupta: *Welt ohne Gummi* oder, mit anderer Tendenz, auch bei Pütz: *Welt ohne Plastik* geschieht. So allgegenwärtig ist diese Praxis, dass sie schon in den siebziger Jahren in der berühmten Szene *Zinc Oxide And You* im *Kentucky Fried Movie* parodiert wurde. Dort wird in einer fingierten *Science Series Number 5* zunächst der wohl schon tausendfach gehörte Spruch eingespielt, dass die weitaus meisten Menschen gar nicht wissen, wie sehr unser modernes Leben von Chemikalien abhängt. Und eine der meistgebrauchten und ältesten chemischen Verbindungen sei gerade das Zinkoxid. Daraufhin wird eine ahnungslose amerikanische Hausfrau eingeblendet, die in die Kamera hineinfragt, wo und wie sie dieses Zinkoxid brauche. Die freundliche Off-Stimme des Moderators, untermalt durch muntere Musik, erklärt ihr, ohne Zinkoxid hätte sie beispielsweise jene Seife nicht, die sie in der Hand hält. Mit einem *Pling!* verschwindet die Seife. Auch die Handtücher würden fehlen: *Pling!* Der Toaster: *Pling!* Die Hausfrau schaut verängstigt. Jetzt reiht sich eine Katastrophe an die nächste: Wasser spritzt aus der Spüle, der Herd geht in Flammen auf, der Ehemann stirbt, weil sein Herzschrittmacher versagt, ein seiner Bremsen entledigter Wagen rast durch die Küchenwand, der kleine Sohn erschießt sich. Im Abspann lesen wir: »Wait for Science Series Number 6: Rebuilding your home!«

Muss der kalte Entzug langweilig oder platt daherkommen? Es gibt ein Kontinuum zwischen dem brutal-populären und dem subtilen und poetischen Gebrauch der Topoi. Keineswegs zeichnet sich gute vor platter Literatur dadurch aus, dass jene gar keine Topoi braucht, sondern auf »Originalität« setzt.

Ich komme nochmals auf den Staub zurück. Nicht genug kann man Alfred Wallace's leider völlig vergessenen Essay »The Importance of Dust« hervorheben. Wallace war eigentlich Biologe und Biogeograph, berühmt ist er auch außerhalb der Biologie als zweiter Erfinder der Evolutionstheorie vor und neben Darwin. Zugleich betätigte er sich als populärwissenschaftlicher Schriftsteller. In seinem großartigen Aufsatz über den Staub, der 1903 in einem Sammelband mit dem herrlichen Titel »The Wonderful Century« erschien,<sup>16</sup> beschreibt er höchst packend, und auch vom heutigen Standpunkt aus weitgehend richtig, wie eine Welt ohne Staub aussehen würde. Es wäre eine überaus klare, aber auch tote Welt. Ihr würden die Farbenpracht der Sonnenuntergänge fehlen und der Zauber des blauen Duftes der Ferne, jener herrliche atmosphärische Luxus, den wir täglich sehen. Auch der Wasserkreislauf wäre weitaus abrupter als wir heute gewohnt sind, denn ohne Staub in der Luft

---

Urdeutsch: »Ich frage: Könntestu auch wohl eine Dinten machen / wann solches nicht aus der Chymie herkäme? Du würdest aus keinem Glase trincken / noch zum Fenster hinaus sehen / oder eine gefärbte Seide noch Tuch tragen können; Dann obgleich solche Dinge anitzo zu einem Handwerck geworden / so seyn sie doch aus der Chymie entsprossen.« (S. 603). Im Vorwort desselben Werkes sagt Kunckel zudem: »Die Chymie ist ohnstreitig eine der vornehmsten und nöthigsten Künsten in der Welt / und nicht unbillig eine Mutter und Ernährerin aller andern Künste zu nennen. Sie weiset uns Menschen nächst der Heiligen Schrift allein den Weg / wie wir den Schöpffer aus seinen Wercken und geschaffenen Creaturen erkennen ...«

16 Wallace: *The Importance of Dust: A Source of Beauty and Essential to Life*.

kann Wasserdampf nur sehr schwer kondensieren. Die Lobrede arbeitet mit altbekannten Topoi und öffnet gerade deshalb die Augen. Der Dreck verschleiert die Welt und macht sie erst schön!

Wallace greift hier wahrscheinlich auf Einsichten des schottischen Naturforschers John Aitken zurück, der einer der Väter der modernen Aerosolforschung ist und unter anderem den ersten Staubpartikelzähler erfand, ein Gerät, mit dem sich bestimmen lässt, wie viele Staubpartikel in einem definierten Luftvolumen sich befinden. Wie so viele andere Wissenschaftler, Künstler und Schriftsteller des viktorianischen Zeitalters, beschäftigte sich Aitken intensiv mit den außergewöhnlichen Sonnenuntergängen, die nach der Explosion des Vulkans Krakatao 1883 weltweit zu sehen waren. Er erkennt, dass diese Sonnenuntergänge, wie auch andere ungewöhnlichen optischen Erscheinungen, von den in der Atmosphäre verteilten Partikeln verursacht werden. Sogleich verallgemeinert er diese Einsicht, und schreibt in den »Conclusions« zu seinem Paper »Second Note on remarkable Sunsets«:

»If our atmosphere were perfectly pure, and free from suspended particles, there would be no twilight. When the sun sunk under the horizon, its rays would pass through our atmosphere into space, without revealing themselves by illuminating our sky, and the moment the sun disappeared total darkness would follow, almost as quickly as when a candle is extinguished at midnight.«<sup>17</sup>

Staub hat übrigens – worauf Aitken und Wallace nicht hinweisen – auch eine gewisse kulturelle Bedeutung. Ohne ihn würde nicht nur die Atmosphäre aller schönen farblichen Zwischentöne und Übergänge entbehren, wir müssten auch auf viele Erfindungen verzichten, wie zum Beispiel auf die Schrift. Auch die Erfindung der Null geht sehr wahrscheinlich auf jenen Staub zurück, mit dem die antiken Rechenmeister ihr Rechenbrett bestreuten, wodurch sie – durch die Abdrücke der *Calculi*, der Steinchen – ein Mittel schufen, die Rechnung zu überprüfen.<sup>18</sup>

## Reisen von Dingen und Stoffen

Der letzte Topos, den ich vorstellen möchte, ist das Motiv der Reise. Es ist eine alte rhetorische Weisheit, dass man die Beschreibung statischer Zustände oder statischer Dinge ansprechender gestalten kann, indem man ihr *Werden* präsentiert. So beschreibt beispielsweise, um ein ganz altes Beispiel hervorzuholen, Homer in der *Ilias* nicht einfach den Schild des Achill, sondern erzählt vielmehr im 18. Gesang die Geschichte, wie dieser vom Schmied Hephaistos nach und nach gefertigt wird. Das Werden ist allemal spannender als das Sein! Deshalb ist es auch interessanter, etwas über die Geschichte, vielleicht auch die Kulturgeschichte oder die *kleine* Kulturge-

17 Aitken: Second Note on remarkable Sunsets. Vgl. auch zum selben Thema den hervorragenden Essay von Otto Lummer: Physikalische Betrachtungen in der Natur.

18 Siehe mein eigenes Lob des Staubes in Soentgen: Von den Sternen bis zum Tau. S. 289–314, vor allem S. 294 f.

schichte<sup>19</sup> eines Stoffes zu erfahren, als eine einfache Beschreibung desselben zu hören. Man kann aber neben dem Weg durch die Zeiten auch den Weg eines Stoffes durch den Raum ansehen, und dies ist ein erfolgreiches und traditionsreiches Erzählmuster. In alter Zeit nutzten es Händler, um ihre Waren zu auratisieren, indem sie fabulierten, die von ihnen aus Indien herangeschafften Diamanten und Edelsteine würden dort durch Drachen bewacht.<sup>20</sup>

Heute erzählt man nüchterner, und doch kann auch eine nüchterne Schilderung dessen, was ein Stoff, eine unscheinbare, alltägliche Ware, auf ihrem langen Weg zu uns so alles sieht, diese Ware spannender machen. Schon allein deshalb, weil viele Dinge, viele Stoffe heutzutage weiter gereist sind als viele Menschen. Eine beträchtliche Anzahl von Zeitungsartikeln (vor allem in der Wochenzeitschrift DIE ZEIT) z. B. über das Erdöl<sup>21</sup> oder über den Kaffee verfolgen lediglich deren Weg.

Auch ganze Bücher wurden nach diesem Muster verfasst. Als ein Beispiel unter ungezählten ähnlichen Texten sei das 1998 erschienene Buch »Glas, Bohnen, Papier – Dinge des Alltags und was sie uns lehren« der amerikanischen Schriftstellerin Leah Hager Cohen herausgegriffen. Ausgangspunkt der Erzählung ist ein eher zufälliges Ereignis – das dann jedoch systematisch entwickelt wird. Die Autorin bestellt in ihrem Stammcafé ein Glas Kaffee – und beschließt, die nächste Geschichte über genau das zu schreiben, was sie vor sich sieht. Nämlich über den Kaffee, das Glas, in dem er sich befindet und das Papier ihrer Zeitung. Sie geht auf Reisen, den drei Dingen hinterher – bis nach New Brunswick in Kanada, wo das Holz geschlagen wird, welches dann zu dem Papier wird, das dann später bedruckt als Zeitung im Kaffeehaus landet; und bis nach Mexiko, wo der Kaffee angebaut wird, den Leah Cohen dann in Boston trinkt und bis nach Ohio, wo das Glas ihrer Tasse geschmolzen wurde.

Ein literarisches Programm für Geschichten dieser Art hat erstmals der russische Avantgardist Sergej Tretjakow entwickelt. Sein kurzer Essay *Biographie des Dings* von 1929 ist in polemischer Absetzung von den »klassischen« Romanen geschrieben, die immer Personen, nicht aber Produktionsprozesse in den Mittelpunkt setzen. Diese Romane seien vom Kopf auf die Füße zu stellen. Tretjakow schreibt über den klassischen Roman:

»Im Mittelpunkt dieses Weltgebäudes steht der Romanheld. Die ganze Welt wird durch ihn verkörpert. Mehr noch, die ganze Welt ist im Grunde nur eine Sammlung seines Zubehörs. Die idealistische Philosophie beherrscht die Romankomposition.«<sup>22</sup>

---

19 Die Ankündigung des Sich-kurz-Fassens ist vor allem im kulturgeschichtlichen Sachbuch beliebt, wie Martin Eichhorn (Kulturgeschichte der »Kulturgeschichten«, S. 54) herausgearbeitet hat. Freilich hindert das nicht, dass manche dieser vermeintlich kurzen Kulturgeschichten dann doch einige hundert Seiten stark sind (z. B. Küster: Kleine Kulturgeschichte der Gewürze. 320 Seiten).

20 Vgl. Rumpf: Der Diamant, S. 129 f. Das Buch ist die von Alois Haas, Ludwig Hödl und Horst Schneider überarbeitete Fassung eines Manuskripts von Karl Rumpf. Herausgegeben von der Margot-und-Friedrich-Becke Stiftung.

21 Vgl. beispielhaft Luyken: Ein kleiner Liter Öl auf großer Fahrt.

22 Aufgrund der Kürze hier und im Folgenden ohne Seitenzahlen zitiert.

Und eben dagegen setzt er nun in den 1920er-Jahren seine Konzeption einer *Biographie des Dings*, die erstmals, wie er schreibt, von dem französischen Autor Pierre Hamp<sup>23</sup> verwirklicht worden sei:

»Die ›Biographie des Dings‹ ist eine sehr nützliche kalte Dusche für die Literaten [...] damit der Schriftsteller [...] sich in einen Menschen mit etwas zeitgemäßerer Bildung verwandele; vor allem ist die ›Biographie des Dings‹ nützlich, weil sie die vom Roman aufgeblähte menschliche Persönlichkeit auf ihren Platz stellt. [...] Solche Bücher wie ›Der Wald‹, ›Das Brot‹, ›Die Kohle‹, ›Das Eisen‹, ›Der Flachs‹, ›Die Baumwolle‹, ›Das Papier‹, ›Die Lokomotive‹, ›Der Betrieb‹ sind noch nicht geschrieben. Wir brauchen sie, und nur mit den Methoden der Biographie des Dings lassen sie sich auf befriedigende Weise herstellen. [...] ›Die kompositionelle Struktur der Biographie des Dings‹ läßt sich mit einem Fließband vergleichen, auf dem das Rohprodukt entlang gleitet. Durch menschliche Bemühungen verwandelt es sich in ein nützliches Produkt. [...] Die Menschen stoßen auf Querbahnen des Fließbands zu dem Ding. Jede Bahn führt neue Menschengruppen herbei. [...] Also nicht der Mensch, das Einzelwesen, geht durch den Aufbau der Dinge, sondern das Ding wandert durch die Formation der Menschen.«

Abschließend schreibt Tretjakow: »Hier liegt die literarische Methode, die uns fortschrittlicher erscheint als die Methoden der klassischen Belletristik.« Das mag übertrieben klingen, aber es ist auch etwas Wahres daran, wenn man an die unzähligen Dingbiografien denkt, die seit den späten 1920er-Jahren gedruckt wurden. Heute erscheinen fast jeden Tag neue. Längst gibt es auch – seit Luc Moullets *Anatomie d'un Rapport* – Filme, die nach diesem Rezept gefertigt sind.

Kommen wir, um uns in dieser Erzählweise etwas zu erproben, erneut auf den Staub zurück. Kann man sich eine Dingbiografie des Staubes vorstellen, die so gearbeitet ist, wie Tretjakow es will? Er ist ja praktisch das Gegenteil eines nützlichen Produkts. Sieht man sich an, was mit dem Staub in unseren Wohnungen geschieht, dann scheint nichts davon dem zu ähneln, was etwa mit Holz, mit Weizen oder mit der Baumwolle geschieht. Aber der erste Eindruck täuscht. Auch beim Staub gibt es eine Produktionskette, die sich kaum prinzipiell unterscheidet von jenen Flüssen, durch die nützlichere Dinge in die Welt kommen. Es ist unverkennbar, dass wir mit hoher Aufmerksamkeit, ja Zärtlichkeit mit dem Staub umgehen. Tausende hochintelligente Menschen beschäftigen sich Tag für Tag mit neuen Methoden, wie der Staub in den Wohnungen möglichst effektiv gesammelt werden kann.

Knien wir nieder: Auf den Fußböden wächst und gedeiht der Staub, vor und zurück werden die Wollmäuse gespült von den Luftwellen. Beobachtet man dies über einige Zeit, dann erinnert das Ganze an das Ballett von Wasserpflanzen in der Brandung eines flachen Meeres. Wie wachsende Knäuel von Seetang sehen die Wollmäuse aus, die von den Wellen vor und zurück gerollt werden und dabei langsam dicker werden, auch kleine Tiere anlocken, die darin wohnen. Entstanden sind diese

23 Pseudonym, eigentlich Henri Bourrillon

Knäuel aus kleinsten Samen, die sich bald verästeln und schließlich immer langsamer und träger über den Boden schwimmen.

Und irgendwann ist es so weit: Die Wollmäuse sind dick, der Staub ist erntereif. Er kann eingesammelt werden, wobei es Flächen gibt, auf denen er besonders reichlich gedeiht, andere, auf denen er nur kümmerlich wächst. Die Ernte geschieht manchmal mit einer Art Netz – Staubwedel sind schließlich nichts anderes – aber meist mit teuren, hochkomplizierten Maschinen. Jeder von uns verfügt über jene Apparate. Wir schätzen sie hoch! Der italienische Ministerpräsident verdiente einst seinen Lebensunterhalt damit, eine bestimmte Sorte dieser Maschinen zu verkaufen, nämlich den Kobold von Vorwerk. James Dyson, ein Engländer, der eine neue Staubsammelmaschine erfand, den Zyklon, Verzeihung, den Zyklon, wurde kürzlich von der Queen zum Ritter geschlagen. Jene Unternehmen, die Staubsammelmaschinen erfinden und verkaufen, zählen zweifellos zu den kapitalkräftigsten Industrien dieser Erde! Keinem anderen Stoff, nicht einmal dem Gold, wird eine solche tägliche Aufmerksamkeit durch Milliarden von Menschen zuteil. Für keinen anderen Stoff wird so viel Mühe und Energie verwandt, überall, täglich, stündlich. Mit Akribie und mit einer solchen Liebe zur Sache, ja, ich möchte sagen, mit echter Hingabe, wird Staub weltweit gesammelt.

Würde ein Ethnologe von einem fernen Stern zu uns kommen, er könnte den Eindruck gewinnen, dass Staub in unserer Gesellschaft ein wertvoller Fetisch ist, den nahezu jeder sammelt oder doch die meisten mit großem zeitlichen und maschinellen Aufwand sammeln, und sorgfältig verpackt, sodass möglichst kein Milligramm verlorengeht. Wussten Sie, dass Staubsaugerbeutel einen sogenannten Anti-Puff-Effekt haben, damit sie, wenn man den Stutzen des Staubsaugerrohres aus ihnen zieht, auch nicht das kleinste Stäubchen aushusten? Staub ist eine kostbare, religiöse Substanz, so würde jener Ethnologe schließen, die aufwendig gesammelt und dann in gewaltigen Öfen rituell verbrannt wird.

Sie sehen, ein Drehbuch, das nach Tretjakows Rezept gearbeitet wäre, verspräche vielleicht doch einen spannenden Film. Von der Aussaat über das Keimen, das Reifen, die Ernte des Staubes bis hin zur rituellen Verbrennung.

Sagte nicht der Rhetoriker Fronto in seiner *laus pulveris*, Staub und Rauch seien die Speise der Götter?

## Die Tradition des Erzählens über Stoffe

Wie ich schon angedeutet habe, hat das Erzählen über alltägliche, unberühmte Gegenstände, das Erzählen über Unscheinbares, eine viel weiter zurückgehende Tradition, als die meisten, die solche Geschichten lesen oder verfassen, ahnen. Diese Tradition reicht bis in die Antike, bis in die sogenannte Zweite Sophistik zurück. Zu jener Zeit gab es unter Rednern die Kunstübung des sogenannten *enkômion parádoxon*, der paradoxen Lobrede. Um die Fähigkeit des geschulten (sophistischen) Redners, jede noch so schwache Sache zur starken machen zu können, jedes noch so langweilige Thema interessant erscheinen zu lassen, zu unterstreichen, waren Lobreden

auch auf scheinbar wenig lobwürdige Gegenstände üblich. Es gab vier Typen der paradoxen oder manchmal auch *adoxen* bzw. *amphidoxen* Lobrede. Man konnte das Lob verrufener Personen singen, man konnte übel beleumundete Schwächen, wie etwa die Nachlässigkeit preisen oder auch Krankheiten bejubeln. Und schließlich gab es die Option, ruhmlose, kleine Dinge, wie den Staub, die Fliege oder den Floh, zu preisen.

Im *Symposion* des Platon wird erstmals ein Lob des Salzes erwähnt. Es wird in den Kommentaren meist dem Polykrates zugeschrieben<sup>24</sup>, einem Sophisten, der ca. 440 bis 370 v. Chr. lebte und eine Vorliebe für das Lob des bislang Ungelobten hatte. Neben jener Lobrede auf das Salz werden ihm auch Lobreden auf Töpfe, auf Steinchen, auf Mäuse und eine auf Hummeln zugeschrieben.

In der sogenannten Zweiten Sophistik des Römischen Kaiserreichs wurden solche paradoxen oder adoxen Lobreden noch eifriger gepflegt<sup>25</sup>. Damit komme ich wieder zurück auf Marcus Cornelius Fronto. Von ihm sind die bereits eingangs erwähnten Fragmente von Lobreden auf den Staub und auf den Rauch erhalten. Mit diesen hat er sich möglicherweise beim Kaiser als Erzieher empfohlen. Von Fronto stammt die einzige fragmentarisch erhaltene Skizze einer Poetik solcher Reden, von der ich ausgegangen war.

Das Lob des Unberühmten war dann eine beliebte Stilübung der europäischen Humanisten. Noch Kepler versuchte sich in seinem hübschen kleinen Essay auf den Schnee in dieser bizarren Kunst. Zunächst waren es nur kurze Stücke, in denen Redner sich über bestimmte Stoffe oder auch über bestimmte Insekten – manchmal auch, wie gesagt, über Krankheiten, über verrufene Helden oder über Laster lobend verbreiteten. Mit dem Buchdruck und mit der Schulbildung und Volksbildung entstand ein breiterer Markt für solche Lobreden. Aber zugleich veränderte sich diese bald!

Denn die klassische paradoxe Lobrede basiert auf einem konventionellen Weltbild, das sie, gerade indem sie es scheinbar attackiert, nur desto kräftiger zementiert. Der Redner tut ja nur so, als hielte er wirklich die Laus, die Fliege, das Staubkorn etc. für etwas Beachtenswertes, Interessantes oder sogar Feiernswertes. Der Witz der klassischen paradoxen Lobrede besteht darin, dass Redner und Hörer insgeheim konspirieren, dass sie völlig einig in der Bewertung der Dinge dieser Welt sind. Sie leben in einer flachen Welt, die eindeutig ist wie ein Verkehrsschild. Es ist doch klar, dass Flöhe, Wanzen und Staub scheußlich sind, aber wie lustig ist es doch, wenn einer sie professionell besingt! Nur durch diese Konspiration kann das Virtuosenstück überhaupt zünden! Insofern ist die klassische paradoxe Lobrede, gerade indem sie sich kritisch gibt, häufig affirmativ.

---

24 Vgl. Nightingale: *Folly of Praise*, S. 113.

25 Vgl. die Darstellung bei Laurent Pernot: *La Rhétorique de l'Éloge dans le Monde Gréco-Romain*, S. 532–546.

Diese Tradition der affirmativen Paradoxographie<sup>26</sup> besteht bis heute. Moderne Beispiele sind etwa Thomas Rosenlöchers Ode »An die Zahnbürste«, in der er in erhabenem Stil seinen »Mundbesen« anredet, womit er eine jahrtausendealte Tradition der Mund- bzw. Mundgeruchsdichtung fortsetzt.<sup>27</sup> Auch Hans Magnus Enzensbergers Gedicht mit dem viel versprechenden Titel »Die Scheiße« zählt hierzu, denn der Dichter singt: »Von weicher Beschaffenheit und eigentümlich gewaltlos ist sie von allen Werken des Menschen vermutlich das friedlichste.«<sup>28</sup> Hier ist der Gegenstand nur Vorwand, Steilvorlage, um an ihm die vermeintliche oder tatsächliche Meisterschaft des Redners oder Dichters zu präsentieren. Je minimaler der Gegenstand der Rede, desto gewaltiger muss das Talent dessen sein, der anhand *dieses* Anlasses noch zu unterhalten weiß.

Neben solcher entparadoxierter Paradoxographie, deren Tradition bei den Sophisten beginnt und über die Humanisten bis in die Gegenwart reicht, gibt es aber, und zwar vor allem seit der Verbreitung naturwissenschaftlicher Bildung etwa seit dem 18. Jahrhundert auch eine *kritische Paradoxographie*, die eigentlich *paradoxe Paradoxographie*, die es sozusagen ernst meint. Hier gibt es gerade kein geheimes Konspirieren zwischen Sprecher und Hörer oder Autor und Leser zugunsten eines konventionellen Weltbildes. Diese kritische Paradoxographie stellt zunächst schüchtern, später offensiver gerade das Unscheinbare, das Übersehene und das vermeintlich Langweilige in den Mittelpunkt. Und zwar in der Überzeugung, dass es *wirklich* interessant ist!

Klassisch wird diese Haltung in einem Ausspruch des Insektenkundlers Jean-Henri Fabre, der seine Kampfansage an das herkömmliche Weltbild so formuliert:

»Die Geschichte feiert die Schlachtfelder, auf denen uns der Tod ereilt, aber sie spricht nicht von den Kornfeldern, durch die wir leben; sie kennt die Namen unehelicher Königskinder, aber sie ist nicht fähig, uns vom Ursprung des Weizens zu erzählen. – Welch ein Weg menschlicher Torheit!«<sup>29</sup>

Also nicht über große Dinge soll gesprochen werden, sondern gerade über winzige, etwa über das Weizenkorn oder auch über alle möglichen Insekten, wie es

---

26 Das Wort Paradoxographie wurde geprägt von A. Westermann, der mit dem Titel einer Sammlung von 1839 als »Paradoxographoi« antike Schriftsteller bezeichnete, die über wunderbare Begebenheiten schrieben. Hier sollen mit demselben Wort Texte benannt werden, die sich dem Ruhm des Ruhmlosen widmen, die also etwas vermeintlich Banales staunenswert schreiben. Mein abweichender Wortgebrauch möge entschuldigt werden, ich fand bislang keine überzeugende Alternative. Der Unterschied zwischen dem, was Westermann und andere als Paradoxographie bezeichnen und den hier dargestellten Texten liegt darin, dass das Wunderbare dort als »Rekord« oder »Sensation« vor Augen liegt und mit meist bescheidenen sprachlichen Mitteln einfach registriert wird. In der von mir gemeinten Paradoxographie hingegen muss es durch die Kunst des schreibenden Beobachters erst herausgearbeitet werden. Hier geht es also nicht um das Notieren von Erstaunlichem, sondern um das erstaunlich machen, um das *paradoxázein*. Vgl. zur Wortgeschichte den Eintrag in Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft und den Eintrag zu »Paradox« im Historischen Wörterbuch der Rhetorik.

27 Rosenlöcher: An die Zahnbürste, S. 650.

28 Enzensberger: Die Scheiße, S. 130 f.

29 Zitiert ohne Quellenangabe bei Jacob 1954, S. 15.

Fabre in seinem wunderbaren Werk über die Insekten, das gerade in einem Berliner Verlag neu übersetzt wird, vorgeführt hat. Die Welt der Erscheinungen wird als offene Möglichkeit neu entdeckt. »Toute chose réelle est plusieurs choses!«<sup>30</sup> – Jedes reale Ding ist viele Dinge. Ganz radikal machen Dichter, aber auch Wissenschaftler ernst mit jener Maxime Paul Valérys. Das rhetorische Weltbild setzt sich gegen das konventionelle durch. Aus der rhetorischen Übung wird eine Entdeckungsmethode. Das, was die Sophisten nach Hegels bedeutender Charakteristik derselben in seinen »Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie« für die menschlichen Dinge vollbrachten, nämlich bestehende Konventionen in Frage stellen, bornierte Horizonte aufbrechen, um das Ganze in den Blick zu bekommen – eben dies ergreift mit der Tradition der paradoxen Enkomien auch die festgefügt Meinungen über die nichtmenschlichen Dinge. Das vermeintlich sichere Wissen und Urteilen über die nichtmenschlichen Dinge wird von den paradoxen Lobreden nach und nach ebenso verflüssigt, wie zuvor die vermeintlich sicheren Meinungen über die Welt der Menschen und der Götter. »Dies Feste«, sagt Hegel, »sei es nun eine Festigkeit des Seins oder Festigkeit von bestimmten Begriffen, Grundsätzen, Sitten, Gesetzen – gerät ins Schwanken und verliert seinen Halt.«<sup>31</sup> Das Resultat braucht nicht Verwirrung sein, sondern ein offeneres, vielseitiges Bewusstsein von der Welt.

Zunächst ist alles nur ein Spiel: Noch Lukian hatte sein äußerst einflussreiches Lob der Fliege ganz klar als Virtuosenstück formuliert, und gerade damit in der Renaissance viele Nachahmer gefunden. Der Evolutionsbiologe Michael Brookes jedoch, der vor wenigen Jahren eine Monografie über die *Drosophila* veröffentlichte, meint es fast ernst, wenn er die Taufliede über alle Maßen preist.<sup>32</sup> Fronto formulierte seine *laudes fumes et pulveris* als Fingerübung. Alfred Wallace aber spricht aus tiefster Überzeugung, wenn er diesem in seinem Essay *The Importance of Dust* eine zentrale Funktion im Weltlauf beimisst.

Auch Dichter, nicht nur Wissenschaftler, handhaben heute die paradoxe Lobrede auf neue Art. Man denke nur an Peter Handke, der zu dreien der klassischen vier Genres der paradoxen Lobrede Beiträge verfasst hat. Handke hat verrufene Persönlichkeiten gepriesen – in seinem Fall nicht die Helena oder den menschenopfernden König Busiris, wie es im Altertum üblich war, sondern unter anderem Slobodan Milošević, den früheren serbischen Präsidenten, dem er nach dessen Tod eine, vermutlich lobende Grabrede hielt. Anstelle der Nachlässigkeit, die Fronto pries, feierte Handke in einem sehr schönen Essay die Müdigkeit. Am eingehendsten aber hat er sich mit dem Unscheinbaren, dem Ungerühmten, befasst, zum Beispiel mit der Jukebox (über die er absichtlich gerade im Jahr des Falls der Mauer schrieb, als aufsehenerregendere Themen nahe lagen). Sein Blick ist dabei geschärft durch Francis Ponge, dessen Texte er gelegentlich ins Deutsche übertrug. Seine paradoxographischen Arbeiten sind keineswegs artistische Übung, sondern der Versuch, die Dinge neu zu sehen.

30 Valéry: Cahier XVI, S. 65. Zitiert nach Krauß: Der Begriff des *Hasard* bei Paul Valéry, S. 30.

31 Hegel: Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. Bd. 1, S. 520.

32 Siehe auch Haupt: Fliegen und Mücken.

Die Methoden der paradoxen Lobreden, von denen ich sprach, sind deshalb mehr als nur Wege, über das Unscheinbare zu sprechen. Es sind nicht nur Hilfsmittel, die dem Sprecher aus seiner Verlegenheit helfen sollen, sondern stellen uns auf eine neue Weise vor die Sachen selbst. Deshalb sind sie auch für den Phänomenologen von Interesse. Sie können ähnlich wie ein wissenschaftliches Instrument, wie eine Lupe verwandt werden, um das Unscheinbare neu wahrzunehmen und neu darzustellen. Doch wie jedes Instrument sind auch die Topoi nur hilfreich, wenn sie mit Sinn und Gefühl eingesetzt werden. Wer meint, damit flott ein paar brandneue Blicke auf die alten Dinge werfen zu können, dem könnte es gehen wie jenem eiligen Besucher eines Science Centers, der erwartungsfroh in die Linse eines Mikroskops schaut und sich wundert, dass rein gar nichts zu sehen ist.

## Literaturverzeichnis

- Aitken, John: Second note on remarkable sunsets. In: Proceedings of the Royal Society of Edinburgh. Edinburgh 1883, S. 647–660.
- Amschler, Leo: Die moderne Güllerei. Gülle, das flüssige Gold der Landwirtschaft. München 1952.
- Ball, Philip: H<sub>2</sub>O – Biographie des Wassers. München 2002.
- Billerbeck, Margarethe/Zubler, Christian: Das Lob der Fliege von Lukian bis L. B. Alberti. Gattungsgeschichte, Texte, Übersetzungen und Kommentar. Bern 2000.
- Bischoff, Bernhard: Das Fronto-Palimpsest der Mauriner. Bayerische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-Historische Klasse. Sitzungsberichte. Jg. 1958, Heft 2.
- Boehncke, Heiner (Hg.): Die Arbeit des Schriftstellers. Reinbek bei Hamburg 1972.
- Böschchen, Stefan/Reller, Armin/Soentgen, Jens: Stoffgeschichten – eine neue Perspektive für eine transdisziplinäre Umweltforschung. In: GAIA. Jg. 13. (2004), H. 1, S. 19–25.
- Brookes, Martin: Die Fliege. Die Erfolgsgeschichte eines Labortiers. Reinbek bei Hamburg 2003 (engl. Originalausgabe 2001).
- Büdeler, Werner/Naumann, Martin: Das Buch vom Metall. Gütersloh 1961.
- Cohen, Leah Hager: Glas, Bohnen, Papier. München 1998.
- Darwin, Charles: Die Bildung der Ackererde durch die Thätigkeit der Würmer mit Beobachtung über deren Lebensweise. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Stuttgart 1899.
- Eichhorn, Martin: Kulturgeschichte der »Kulturgeschichten«. Typologie einer Literaturgattung. Würzburg 2002.
- Enzensberger, Hans Magnus: Die Scheiße. In: Ders.: Erinnerungen an die Zukunft. Poesie und Poetik. Leipzig 1988, S. 130 f.
- Enzensberger, Hans Magnus: Erinnerungen an die Zukunft. Poesie und Poetik. Leipzig 1988.
- Fischer, Karl: Blutgummi. Roman eines Rohstoffs. Berlin 1938.
- Fronto, Marcus Cornelius: M. Cornelii Frontonis Epistulae. Hg. von Michael P. J. van den Hout. Leipzig 1988.
- Fronto, Marcus Cornelius: The Correspondence of Marcus Cornelius Fronto with Marcus Aurelius Antoninus, Lucius Verus, Antoninus Pius and various Friends. Edited and Translated into English by C. R. Haines. In: Loeb Classical Library. Bd. I. London u. a. 1962 (1919), S. 39–45.

- Gerndt, Helge: Artikel »Reise«. In: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Bd. 11. Sp. 504–514. Berlin/New York 2004.
- Giersch, Ulrich/Kubisch, Ulrich: Gummi. Die Elastische Faszination. Ratingen 1995.
- Gupta, Heinz B. P.: Das Leben ohne Gummi. In: Ulrich Giersch/Ulrich Kubisch: Gummi. Die Elastische Faszination. Ratingen 1995, S. 28–31.
- Haines, C. R. (ed.): The Correspondence of Marcus Cornelius Fronto with Marcus Aurelius Antoninus, Lucius Verus, Antoninus Pius and various Friends. Loeb's Classical Library. Bd. I. London u. a. 1962 (1919).
- Hamp, Pierre (= Henri Bourillon): Flachs. Berlin 1930.
- Hamp, Pierre: Marée fraîche. Paris 1936 (zuerst 1908).
- Handke, Peter: Die Tablas von Daimiel. Frankfurt a. M. 2006.
- Handke, Peter: Versuch über die Jukebox. Frankfurt a. M. 1993.
- Handke, Peter: Versuch über die Müdigkeit. Frankfurt a. M. 1992.
- Harth, D.: Artikel »Geschichtsschreibung«. In: Gert Ueding (Hg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 3. Sp. 832–870. Tübingen 1996.
- Haupt, Joachim u. Hiroko: Fliegen und Mücken. Beobachtung, Lebensweise. Augsburg 1998.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. Herausgegeben von Gerd Irritz. Textredaktion von Karin Gurst, Philipp Reclam jun. Leipzig 1971.
- Jacob, Heinrich Eduard: Sage und Siegeszug des Kaffees. Die Biographie eines weltwirtschaftlichen Stoffes. Berlin 1934. Mit einem ausführlichen Vor- und Nachwort neu herausgegeben von Jens Soentgen und Armin Reller unter dem Titel: Kaffee – Die Biographie eines weltwirtschaftlichen Stoffes. Bd. 2 der Reihe »Stoffgeschichten«. München 2006.
- Jacob, Heinrich Eduard: Sechstausend Jahre Brot. Hamburg 1954.
- Kepler, Johannes: Vom sechseckigen Schnee. Ins Deutsche übertragen, kommentiert, mit einem Nachwort versehen und herausgegeben von Lothar Dunsch. Dresden 2005.
- Krauß, Christel: Der Begriff des Hasard bei Paul Valéry. Theorie und dichterische Praxis. Dissertation (unveröffentlicht). Ruprechts-Karl-Universität Heidelberg 1969.
- Kunckel von Löwenstern, Johann: Collegium Physico-Chymicum Experimentale oder Laboratorium Chymicum, In welchem Deutlich und gründlich Von den Wahren Principiis in der natur und denen gewürckten Dingen so wohl über als in der Erden / Als Vegetabilien, Animalien, Mineralien, Metallen, wie auch deren wahrhafften Generation Eigenschafften und Scheidung / Nebst der Transmutation und Verbesserung der Metallen gehandelt wird / denen Liebhabern natürlicher Wissenschaften zum gemeinen Nutzen nunmehr endlich Mit einem vollständigen Register und Vorrede herausgegeben von Johann Caspar Engelleder. Hamburg und Leipzig 1716 (Faksimile: Hildesheim/New York 1975).
- Künne, Manfred: Buna. Roman eines Kunststoffes. Halle 1985.
- Künne, Manfred: Gummi. Roman eines Werkstoffes. Leipzig 1968.
- Künne, Manfred: Kautschuk. Roman eines Rohstoffes. Leipzig 1959.
- Küster, Hansjörg: Kleine Kulturgeschichte der Gewürze. Ein Lexikon von Anis bis Zimt. München 2003.
- Kurlansky, Mark: Kabeljau. Der Fisch, der die Welt veränderte. München 2001.
- Kurlansky, Mark: Salz. Der Stoff, der die Welt veränderte. Berlin 2004.

- Lane, Nick: *Oxygen. The Molecule that made the World*. Oxford 2002.
- Lummer, Otto: *Physikalische Betrachtungen in der Natur*. o. O./o. J.
- Luyken, Reiner: Ein kleiner Liter Öl auf großer Fahrt. In: *Die Zeit*. Nr. 36. 26. August 2004, Dossier: S. 11–14.
- Macfarlane, Alan/Martin, Gerry: *Eine Welt aus Glas*. Berlin 2004.
- Macfarlane, Alan/Martin, Gerry: *Glass. A World History*. Chicago 2002.
- Martin, Josef: *Antike Rhetorik. Technik und Methode*. In: *Handbuch der Altertumswissenschaft*. Zweite Abteilung. Dritter Teil. München 1974.
- Michelet, Jules: *Histoire de France au Dix-Huitième Siècle*. Bd. XV: *La Régence*. Paris 1863.
- Mouillet, Luc: *Genèse d'un Repas*. Film: Frankreich 1978. DVD: Chicago 2009.
- Neumeyer, M: *Paradoxe, das*. In: Gert Ueding (Hg.): *Historisches Handwörterbuch der Rhetorik*. Bd. 6. Sp. 516–524. Tübingen 2003.
- Nightingale, Andrea Wilson: *The Folly of Praise: Plato's Critique of Encomiastic Discourse in the Lysis and Symposium*. In: *Classical Quarterly*, Jg. 43 (1993) H. 1, S. 112–130.
- Pernot, Laurent: *La Rhétorique de l'Éloge dans le Monde Gréco-Romain*. Tome II: *Les Valeurs*. Paris 1993.
- Ponge, Francis: *Das Notizbuch vom Kiefernwald La Mounine*. Deutsch von Peter Handke. Frankfurt a. M. 1982.
- Ponge, Francis: *Lyren*. *Ausgewählte Werke*. Bd. 1. Französisch-Deutsch. Frankfurt a. M. 1965.
- Pütz, Jean: *Der Plastikreport: Schöne neue Kunststoffwelt?* Köln 1989.
- Rosenlöcher, Thomas: *An die Zahnbürste*. In: Steffen Jacobs: *Die komischen Deutschen*. Frankfurt a. M. 2001, S. 650.
- Rumpf, Karl: *Diamant. Zauber und Geschichte eines Wunders der Natur*. Berlin/Heidelberg u. a. 2004.
- Semper, Gottfried: *Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten oder Praktische Aesthetik*. Bd. 1. *Textile Kunst*. München 1878.
- Soentgen, Jens: *Das Unscheinbare. Phänomenologische Beschreibungen von Stoffen, Dingen und fraktalen Gebilden*. Berlin 1997.
- Soentgen, Jens: *Von den Sternen bis zum Tau. Eine Entdeckungsreise durch die Natur. Mit 120 Phänomenen und Experimenten*. Illustriert von Vitali Konstantinov. Wuppertal 2010.
- Tomarken, Annette H: *The Smile of Truth. The French Satirical Eulogy and Its Antecedents*. Princeton 1990.
- Tretjakow, Sergej: *Die Biographie des Dings*. In: Heiner Boehncke (Hg.): *Die Arbeit des Schriftstellers*. Reinbek bei Hamburg 1972, S. 81–86.
- Ueding, Gert/Steinbrink, Bernd: *Grundriß der Rhetorik*. Stuttgart 1986.
- Valéry, Paul: *Cahiers*. Bd. I-XXIX. Edition Centre National de la Recherche Scientifique. Paris 1957 ff. Zitiert nach Krauß 1969.
- van den Hout, M.P.J.: *M. Cornelius Fronto Epistulae*. Leipzig 1988.
- Wallace, Alfred: *The Importance of Dust. A Source of Beauty and Essential to Life*. In: Ders.: *The Wonderful Century. The Age of New Ideas in Science and Invention*. New Edition. London 1908, S. 170–191.
- Wallace, Alfred: *The Wonderful Century. The Age of New Ideas in Science and Invention*. New Edition. London 1908.
- Wessel, B.: *Artikel »Attentum parare, facere«*. In: Gert Ueding (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Bd. 1, Sp. 1162–1163. Tübingen 1992.

- Yafa, Stephen: *Big Cotton. How a Humble Fiber created Fortunes, wrecked Civilizations, and put America on the Map.* New York 2005.
- Ziegler, Konrad: *Paradoxographoi.* In: *Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft.* 36. Halbband. Sp. 1137–1166. Stuttgart 1955.
- Zischka, Anton: *Der Kampf um die Weltmacht Baumwolle.* Leipzig 1935.
- Zischka, Anton: *Wissenschaft bricht Monopole.* Leipzig 1936.
- Zucker, Jerry/Abrahams, David u. Jim (Drehbuchautoren): *Zinc Oxide and You.* In: *Kentucky Fried Movie.* 1977. Stück 23 (1:59). Online: <http://www.youtube.com/watch?v=DaDjdHPykEA> (19.07.2011).